

Peter Godzik

**Nachdenktexte
2019-2022**

Beiträge in
„WeiterGehen“

Verfasser:

Propst em. Peter Godzik
Lindenallee 12, 23883 Sterley OT Kogel

Kurzbiographie:

Peter Godzik, Jahrgang 1946, arbeitete als Pastor, Oberkirchenrat, Propst und landeskirchlicher Beauftragter. Er ist Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher zu den Themen Hospizarbeit und Trauerbegleitung.

Inhalt

Netzwerk	5
<i>Mit Jesus in einem Boot</i>	6
<i>Beim Fischer von Norgaardholz</i>	8
<i>Menschenfischer und Netzeknüpfer</i>	9
<i>Biblische Seelsorge</i>	10
<i>Im Leitungsdienst der Kirche</i>	11
<i>Die Ausrichtung auf das Wesentliche</i>	12
<i>Mitarbeit im World Wide Web</i>	13
Lebensspuren	14
<i>Märchenhaft</i>	16
<i>Schwer verbrüht</i>	18
<i>Ein lieblicher Geruch</i>	20
<i>Ein ungewöhnlicher Lehrer</i>	22
<i>Zeugnis der Hoffnung</i>	24
<i>Gemeinsame Wurzeln</i>	26
<i>Vier letzte Lieder</i>	28
Lebensregeln der Freien	30
<i>Zeit haben für Gott</i>	31
<i>Generationenkonflikte</i>	32
<i>Es gibt viele Arten zu töten ...</i>	33
<i>Soziale und sexuelle Treue</i>	34
<i>Problematischer Privatbesitz</i>	35
<i>Gehässige Bemerkungen</i>	36
<i>Gier, die alles verdirbt</i>	37
Ringens mit Gott (nicht abgedruckt)	38
<i>Nicht einfach hocken bleiben</i>	39
<i>Zum eigenen Leben finden</i>	40
<i>Nicht alles beim Alten lassen</i>	41
<i>Im Schrecklichen das Leben lieben</i>	42
<i>Werden, was wir sein wollen</i>	43
<i>Wohlverhalten vor dem eigenen Urteil</i>	44
<i>Dem Höchsten dienen</i>	45

<i>Achtgeben auf das Kind (nicht abgedruckt)</i>	46
<i>Stillesein und Hoffen</i>	47
<i>Beschützen</i>	48
<i>Machtwechsel zulassen</i>	49
<i>Dem Neuen aufmerksam begegnen</i>	50
<i>In Bewegung kommen</i>	51
<i>Warten können</i>	52
<i>Andere Wege gehen</i>	53
<i>Weihnachtliches Friedenslied eines alten Mannes</i>	54
<i>Gott schenkt Leben</i>	55
<i>Gott rettet</i>	56
<i>Gott bewahrt das Licht</i>	57
<i>Gott dienen ohne Furcht</i>	58
<i>Gottes Wegbereiter</i>	59
<i>Hauptsache Vergebung</i>	60
<i>Auf dem Weg des Friedens</i>	61

Netzwerk

¹⁸ Als nun Jesus am Galiläischen Meer entlangging, sah er zwei Brüder, Simon, der Petrus genannt wird, und Andreas, seinen Bruder; die warfen ihre Netze ins Meer; denn sie waren Fischer. ¹⁹ Und er sprach zu ihnen: Kommt, folgt mir nach! Ich will euch zu Menschenfischern machen. ²⁰ Sogleich verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach. ²¹ Und als er von dort weiterging, sah er zwei andere Brüder, Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, seinen Bruder, im Boot mit ihrem Vater Zebedäus, wie sie ihre Netze flickten. Und er rief sie. ²² Sogleich verließen sie das Boot und ihren Vater und folgten ihm nach.

Matth. 4,18-22 in der Lutherbibel 2017

Mit Jesus in einem Boot



<http://www.kaete-lassen.org/detail18.html>

Petrus, der Fischer. Er war mein Vorbild – im wahrsten Sinne des Wortes. Anbetend kniet er in seinem Fischerboot vor der leuchtenden Gestalt Jesu, während die anderen drei den reichen Fischzug in die Boote der beiden Brüderpaare ziehen. Am Ufer stehen links und rechts staunend Familienangehörige, Freunde und Berufskollegen. Auf der linken Seite kniet eher unscheinbar eine Frau (die Malerin?) nieder zum Gebet, das Kind hinter ihr betet wie sie. Einige haben verstanden, welches Wunder hier geschieht. So hat es Käthe Lassen, 1922 vollendet, auf 77 m² in wunderbaren Blau- und Brauntönen an die Stirnwand der Aula des Alten Gymnasiums Flensburg gemalt. Ich bin dort zur Schule gegangen, habe immer wieder dieses eindrucksvolle Bild gesehen und bin von ihm inspiriert worden. Ich wollte, eingedenk meines Vornamens, auch so ein Petrus werden oder doch zumindest für alle Zukunft aufmerksam meinen Blick auf den strahlenden Christus richten. Es ist gelungen, diesen Wunsch durch die Impulse meiner Lehrer am Alten Gymnasium und meiner

Gemeindepastoren in Mürwik zu befestigen. Ich wurde Pastor, Hirte (ein anderes Bild!), Menschenfischer. Es berührt mich jedes Mal tief, wenn ich die Aula betrete und dieses Bild wieder sehe, das meinen Lebensweg so eindrucksvoll geprägt hat. Auf welche Vorbilder schauen Sie, wenn Sie an Ihre Lebensgeschichte denken?

Beim Fischer von Norgaardholz

In unserem Urlaubsort Norgaardholz an der Geltinger Bucht trägt ein kleiner Weg zum Wasser, vorbei an einem Fischerhäuschen, den Namen „Fischer-Lietzow-Weg“. Karl-Heinz Lietzow, Jahrgang 1917, stammte aus Nickelwalde bei Danzig, wo er auch schon Ostseefischer gewesen war. Fischer Lietzow brachte es bis in eine Fernsehshow und antwortete auf die Frage des Moderators, was er denn in der Geltinger Bucht so fange: „Fisch!“ – mit einem leisen, verschmitzten Lächeln. Er war humorvoll und bescheiden. Sein Schwiegersohn Horst Sprenger widmete ihm ein Buch mit dem Titel „Glücklichsein beginnt zu Hause“. In den Sommerferien bin ich manchmal früh aufgestanden, um den Sonnenaufgang über der Halbinsel Birk zu beobachten. Da habe ich ihn einmal singen gehört im Fischerboot auf seinem beinahe lautlosen Weg zu den Netzen. Ein andermal fiel mein Blick auf die große Weide am Strand: Sie drohte zu zerbrechen durch Gewitter und Sturm. Da habe ich ihr eine breite Binde aus Hanfseilen verpasst und dabei meinen Namen meditiert: Godzik ist polnisch und heißt „verbinden, verträglich machen“. Ich habe dabei an meine in einen katholischen und einen evangelischen, einen deutschen und einen polnischen Zweig gespaltene Familie gedacht. Heimat kann verloren gehen, aber man kann sie auch wiederfinden. Netze können zerreißen, aber man kann sie auch wieder flicken.

Menschenfischer und Netzeknüpfer

In unserem Celler Modell „Sterbende begleiten – Seelsorge der Gemeinde“, das jetzt an die „Bundesakademie für Kirche und Diakonie“ in Berlin gewandert ist, gibt es einen Grundkurs und einen Vertiefungskurs, jeweils in acht Schritten. Der Grundkurs ist orientiert an der Emmaus-Geschichte (Lukas 24) – die Schritte heißen: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, weitergehen, bleiben, loslassen, aufstehen. Der Vertiefungskurs ist orientiert an der Struktur der Beichte – die Schritte heißen: gerufen, gefragt, bedacht, bekannt, gelöst, erfüllt, gesegnet, begabt. Beim Schritt „gerufen“ betrachten wir auch die Geschichte der Berufung der beiden Brüderpaare am See Genezareth durch Jesus (Matth 4,18-22). Das eine Paar sieht Jesus beim Netze-Auswerfen und beruft sie zu Menschenfischern. Das andere Paar sieht er beim Netze-Flicken. Leider fehlt ein Wort zur Übertragung ihres Könnens auf den mitmenschlichen Bereich. Aber das spätere Auftauchen des hier genannten griechischen Verbs „katarthein“ als Seelsorge-Vokabel in den Briefen des Neuen Testaments mit der Bedeutung „zurechtbringen, wieder einbeziehen“ weist auf eine großartige Aufgabe hin: Es geht nämlich nicht nur um Mission, sondern auch um Heilung von Menschen und Strukturen. Jesus hat das in der Tätigkeit der Fischer gesehen: Netze auswerfen und Netze flicken gehören unlösbar zusammen.

Biblische Seelsorge

Das „Rendsburger Modell“ zur Vorbereitung Ehrenamtlicher auf die Begleitung Trauernder umfasst den Grundkurs „Der eigenen Trauer begegnen“ und den Vertiefungskurs „Trauernden nahe sein“. Im Grundkurs gibt es das Kapitel „Durchschnittene Verbindungen“, das an die Netzwerkarbeit der Fischer erinnert. In tiefer Trauer droht nämlich neben dem Verlust des geliebten Menschen auch das Herausfallen aus der durch ihn vermittelten „tragenden Gemeinschaft“. Die losen Knoten des bisherigen Netzwerkes müssen entdeckt, behutsam freigelegt und neu verknotet werden. Das hat neuronale Entsprechungen in der „Bahnung“ von Erlebniswegen im Gehirn. Vieles in der Trauerarbeit entspricht dem „Netze flicken“, wie es uns in den Seelsorge-Geschichten des Alten und Neuen Testaments begegnet. Minutiös und genau wird beschrieben, wie Gott Vater und Sohn an den Menschen handeln, um sie zu gleichem Tun untereinander herauszufordern: Gott sieht, erkennt, besucht und tröstet – Jesus sieht, erkennt, besucht und tröstet. So sollen wir es auch untereinander halten in den seelsorgerlichen Herausforderungen. Wenn wir dabei die losen Fäden abgebrochener Beziehungen aufnehmen und neu verknüpfen mit sorgfältigen Angeboten, entsteht wieder ein Netzwerk tragender Gemeinschaft, das neues Leben ermöglicht. Für unsere Seele wird gesorgt in der Nachahmung Gottes und Jesu.

Im Leitungsdienst der Kirche

Bei der Berufung der ersten Jünger sieht Jesus Petrus und Andreas beim Auswerfen der Netze und beruft sie in den Dienst als Menschenfischer. Er nutzt ihre Gaben auf einer höheren Ebene zum Wohle der Menschen. Daneben sieht er Jakobus und Johannes beim Flickern der Netze. Auch sie beruft er in seinen Dienst als Netzeknüpfer, als Wiederhersteller von tragenden Beziehungen und festen Verbindungen. Später begegnet das griechische Verb für Netze knüpfen „katartizein“ in den Briefen des Neuen Testaments als eines der Schlüsselwörter für die Seelsorge (in Ordnung bringen, zurechtmachen, wiederherstellen), nachzulesen in 2. Kor 13,11 und Gal 6,1. So wollte ich Propstendienst tun und gemeinsam mit anderen das Leben im Kirchkreis Herzogtum Lauenburg fördern und ordnen: fröhlich, zurechtgebracht und ermahnt auch durch andere, friedfertig und mit einem sanftmütigen Geist. Ich bin dankbar dafür, dass ich einen Namen tragen darf, Godzik (polnisch: verträglich machend), der diesem Vorhaben, Netzeknüpfer zu sein, sehr nahekommt. Es ist nicht nur eine alte christliche Aufgabe, sondern auch ein ganz und gar moderner Dienst. Es war der Sozialanthropologe John A. Barnes, der norwegischen Fischern zusah und den Begriff „network“, Netzwerk, prägte, der uns im Computerzeitalter so sehr beschäftigt. Es ist eine uralte Weisheit, die es jeweils neu zu entdecken gilt.

Die Ausrichtung auf das Wesentliche

Zu Beginn meiner Tätigkeit als Propst eines Kirchenkreises bekam ich von der Mitarbeitervertretung ein Gedicht von Peter Klever geschenkt:

den richtigen faden
in die hand nehmen
das nötige verknüpfen
dafür sorgen
daß das miteinander
ein gutes profil bekommt.

Ich war gerührt, weil ich die Motivation meines Handelns und die Bedeutung meines Namens aufgenommen sah. Aber was war richtig, nötig und gut? Klar war: Es geht nicht allein „per ordre de mufti“. Es ist eine Aufgabe, die nur gemeinsam gelöst werden kann. Ich erinnerte mich: Jesus schickt seine Jünger immer zu zweit aus, nie allein; in der Geschichte von der Heilung des Gelähmten (Markus 2) sind es vier Freunde, die eine tragende Gemeinschaft bilden; der Apostel Paulus war stets dankbar für seine Begleiter und Helfer. „Synode“ heißt ja auch: gemeinsam auf dem Weg. Also bildeten wir Arbeitsgruppen zu sieben Zukunftsperspektiven, die wir bedenken wollten: Gemeinden als Beteiligungsgemeinden; Mitgliedschaftsrecht in der Kirche; Rolle der Pfarrerrinnen und Pfarrer als Ermöglicher; Zusammenwirken der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter; Leitungs- und Verwaltungsaufgaben; Umgang mit den uns anvertrauten Pfunden (Finanzen und Bauten); Wege zur kompetenten Kommunikation der eigenen Botschaft. Die Aufgaben waren vernetzt wie die Menschen, die sie bewältigen sollten.

Mitarbeit im World Wide Web

Eines Tages fuhr ein Infomobil auf den Marktplatz: „Senioren in der Wissensgesellschaft“. Gefragt, ob wir einen Internetbeauftragten hätten, der bereit wäre, einen Nachmittag mitzugestalten, erklärte ich, wir hätten keinen, ich selber käme aber gern dazu. Computerarbeit war mir vertraut, ich verfügte aber über keine eigene Homepage. Mit Hilfe eines Buches machte ich mich an die Arbeit: Mertin, Internet im Religionsunterricht, Göttingen 2000. Rechtzeitig hatte ich eine einfache Homepage beisammen. Später bekamen wir einen Internetbeauftragten und eine eigene Seite für den Kirchenkreis. Heute kenne ich mich in „Typo3“ gut aus und betätige mich als Webmaster für vier Internetseiten. Ich bin überzeugt: Die Kirche versteht schon lange etwas von Netzwerkarbeit – seit Jesus zwei Brüderpaare am See Genesareth in seinen Dienst berief: die einen zu Menschenfischern, die anderen zu Seelsorgern – so jedenfalls wird das griechische Wort für Netzefficken in den Briefen des Neuen Testaments gebraucht. Ein Netzwerk knüpfen, Menschen wieder einbeziehen in eine tragende Gemeinschaft – das habe ich in der Hospizarbeit gelernt. Immer noch geht es in der Kirche um direkte menschliche Begegnung und Beziehung, um Heilung und Heil. Aber wir haben gelernt, uns der modernen Kommunikationsmittel zu bedienen, und knüpfen nun auch mit am Informationsnetz im Internet.

Lebensspuren

1.Mose 28,15: Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht verlassen, bis ich alles tue, was ich dir zugesagt habe.

Mir ist bewusst, dass das Gotteswort, das meine Texte zum Nachdenken für jeden Tag dieser Woche begleiten soll, nicht zu mir gesagt ist, sondern zu Jakob, als er träumte von der Himmelsleiter. Aber wie es in Mailand eine Scala gibt zum Erleben himmlischer Musik, so gibt es auch in meinem Leben Erfahrungen mit Engeln und Segensworten, die mir geholfen haben, auf dem rechten Weg zu bleiben oder ihn doch wiederzufinden, wenn ich mich einmal verirrt hatte.

Ich verlasse mich dabei auf ein Wort Luthers aus seiner Magnifikat-Auslegung von 1521: „Keines Seligkeit wird darin stehen, was er mit einem anderen, sondern was er mit dir wirkt.“

Und es klingt ein Lied in mir nach, das wir oft bei Beate messen gesungen haben:

1. Wir haben Gottes Spuren festgestellt
auf unsern Menschenstraßen,
Liebe und Wärme in der kalten Welt,
Hoffnung, die wir fast vergaßen.

Zeichen und Wunder sahen wir geschehn
in längst vergangnen Tagen,
Gott wird auch unsre Wege gehn,
uns durch das Leben tragen.

2. Blühende Bäume haben wir gesehn,
wo niemand sie vermutet,
Sklaven, die durch das Wasser gehn,
das die Herren überflutet.

Zeichen und Wunder sahen wir geschehn ...

3. Bettler und Lahme sahen wir beim Tanz,
hörten wie Stumme sprachen,
durch tote Fensterhöhlen kam ein Glanz,
Strahlen die die Nacht durchbrachen.
Zeichen und Wunder sahen wir geschehn ...

Text: Diethard Zils 1978 nach dem französischen
„Nous avons vu les pas de notre Dieu“

Melodie: Jo Akepsimas 1973

Märchenhaft

Ps 127,3: Siehe, Kinder sind eine Gabe des HERRN, und Leibesfrucht ist ein Geschenk.

Als im August 1947 meine Schwester Karin geboren wird, schreibt der Künstler- und Schulfreund meines Vaters aus längst vergangenen Breslauer Tagen, Fritz Hanel, von Bielefeldt aus meinen Eltern:

„... Gott hat Euch das Kind anvertraut, Eurer Pflege und Liebe, damit Ihr es umhegen und mit seinem Blühen und Wachsen mitgehen sollt und es, wie Peterle, stets unter den Augen des heiligen Gottes erzieht. Denn Gottes Eigentum sind und bleiben alle die kleinen und großen Menschen ...

Neue unsichtbare gute Geister und Schutzengel sind mit dem Dasein Karins nun in Euer Heim eingezogen, sie beschirmen das Leben des Babys und halten gute Wacht, Euch alle vor dem Ansturm lauernder Dämonen behütend.

Brüderchen und Schwesterchen mögen nun Euch wieder ins Paradies der Kinder zurückführen, daraus Ihr Euch vielleicht manchmal schon entwachsen glaubtet. Alle die unfaßbaren Herrlichkeiten dieser Märchenreiche mögen Euch durch Eure beiden Kleinen neu erschlossen werden. Schließt Euch an der Reise, die Peterle und Karin umseitig im Bilde als Märchenprinz und Märchenprinzessin beginnen, zeitlos und im unendlichen Raum. Was da mit unzulänglichen Mitteln skizziert ist, wird weit übertroffen durch die Fahrt, die Ihr hier durch die Wirklichkeit der Kinder-Hezen und der Träume beginnen sollt ...“

Auf der Rückseite des Briefes hatte Fritz Hanel mit Buntstiften das märchenhafte Bild von der „Ankunft der Prinzessin“ gemalt:



Das Original dieses Briefes besitzt meine Schwester, eine Kopie desselben hängt bei mir gerahmt an der Wand des Flures auf dem Weg zum Schlafzimmer. Wir sind als Kinder eingezogen in diese bunte Welt, geleitet von fröhlichen Tieren und Märchengestalten, die mit uns auf dem Weg sind unter dem zugesagten Segen Gottes. Beide sind wir getauft unter einem Ich-bin-Wort Jesu aus dem Johannes Evangelium.

Ich habe die große künstlerische Begabung Fritz Hanel später für mich entdeckt und durch seine Familie viel über ihn erfahren. Wer will, kann das nachlesen unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Hanel

Schwer verbrüht

Jes 43,2: Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, und wenn du durch Ströme gehst, sollen sie dich nicht ersäufen. Wenn du ins Feuer gehst, wirst du nicht brennen, und die Flamme wird dich nicht versengen.

Ich war drei Jahre alt, als ich durch frisch aufgebrühten Kaffee an beiden Beinen schwer verbrüht wurde. Die Haushaltshilfe meiner Mutter hatte die Kaffeekanne hinter mich, den am Fenster Spielenden und aus dem Fenster Schauenden, auf einen Tisch gestellt, der unter dem Dachgaubenfenster stand. Ich habe dann versehentlich die Kanne umgestoßen und mich verbrüht. Ich schrie, und sie rannte mit mir zum Wasserhahn und kühlte unter laufendem Wasser die Beine. Meine Mutter trug mich anschließend zur Nachbarin und die versorgte mich mit einer Wismut-Brandbinde aus alten Wehrmachtsbeständen. Auch das gerade zugänglich gewordene Penicillin, verordnet vom Hausarzt, half mir, die Verbrühung dritten Grades zu überstehen und auszuheilen.

58 Jahre später habe ich die Nachbarin, die mir damals so freundlich geholfen hatte, wiedergefunden. Sie sagte am Telefon: „Ich weiß, wer Sie sind, Sie sind der kleine Nachbarjunge von nebenan, nicht wahr?“ Sie erzählte mir, dass in ihrer Familie beim Transport von heißem Wasser durch die Wohnung zum Waschen oder Abwaschen immer gerufen wurde: „Heiß, heiß!“ Und dabei erinnerte sie an mein Schicksal, das sie ihren Kindern ersparen wollte.

Spät also sind wir Lebensfreunde geworden und haben uns oft gegenseitig besucht. Neben drei eigenen Kindern, die sie als Ehefrau eines häufig ortsabwesenden Marineoffiziers fast alleine großzog, war sie im Ruhestand ihres Mannes mit seiner Hilfe und Unterstützung auch noch „Puppenmutter“ geworden, die unzählig vielen Kindern mit ihren Bastelarbeiten große

Freude bereitet. Sie sind heute im Puppenmuseum in Schönberg bei Kiel zu besichtigen.

Ich selber habe ihr eine Seite auf meiner Homepage gewidmet:
<http://www.pkgodzik.de/index.php?id=254>



Ein lieblicher Geruch

2Mo 29,18: ... und den ganzen Widder in Rauch aufgehen lassen auf dem Altar; denn es ist dem HERRN ein Brandopfer, ein lieblicher Geruch, ein Feueropfer für den HERRN.

Phil 4,18: Ich habe aber alles erhalten und habe Überfluss. Ich habe in Fülle, nachdem ich durch Epaphroditus empfangen habe, was von euch gekommen ist: ein lieblicher Geruch, ein angenehmes Opfer, Gott gefällig.

Wir Kinder lagen bereits in unseren Betten, als die Freundin meiner Mutter, eine junge Schauspielerin, nach uns schauen wollte, um dann mit unsern Eltern und ihrem Mann zusammen zu einem Tanzvergnügen zu gehen. Sie war wohl hübsch gekleidet, ich erinnere mich aber eher an ihr lächelndes Gesicht und an den Duft, der sie umgab.

Viele Jahre später, ich hatte meine Mutter zu einem Beethoven-Konzert mit Bruno Leonardo Gelber ins Deutsche Haus in Flensburg eingeladen, kam das Gespräch nach dem Konzert auch auf die Schauspielerin von damals zu sprechen und wir fragten uns, wo sie wohl geblieben wäre. Sie hatte zum Glück einen nicht so häufigen Namen. Über einige Umwege (ihr Mann hatte sich von ihr getrennt und es gab inzwischen eine zweite Frau dieses Namens) erreichte ich sie telefonisch in einem Berliner Seniorenheim. Ich erzählte ihr von meinen unauslöschlichen Eindrücken und Erinnerungen an sie. Sie konnte sich aber kaum an uns Kinder erinnern und wusste nur, dass meine Mutter auch ihren Mann sehr verehrte, den ich als Sumsemann aus „Peterchens Mondfahrt“ am Flensburger Theater kannte. Die leise Enttäuschung überwindend, fragte ich sie nach dem Parfüm, das sie damals trug. „Je reviens‘ von Worth in Paris“, war die Antwort.

Wir schrieben uns noch ein paar Mal, sie schickte Fotos von sich als Gretchen im „Faust“. Sie wollte nicht, dass ich sie

besuchte. Ich sollte sie so in Erinnerung behalten. Ein Brief an sie kam zurück. Sie war inzwischen verstorben.

Das Parfüm habe ich wiederfinden können: ein Originalfläschchen, oval in hellem Blau, bekam ich von einer Hospizmitarbeiterin geschenkt. Und den Duft erstand ich in einer Neuauflage bei Douglas. Es ist schade, dass nun mein Geruchssinn schwächer geworden ist. Aber ich bin dankbar, dass ich 1995 einer Intuition gefolgt bin ...



Ich habe wiedergefunden, was so großen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Ein ungewöhnlicher Lehrer

Dan 12,3: Und die Verständigen werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Hebr 13,7: Gedenkt eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; ihr Ende schaut an und folgt dem Beispiel ihres Glaubens.

Als Quartaner hatten wir einen ungewöhnlichen Lehrer in Deutsch und Religion. Er besuchte mit uns die Karl-May-Festspiele 1959 in Bad Segeberg. Zum zweiten Mal nach 1955 wurde dort „Hadschi Halef Omar“ nach Motiven von Karl May gegeben. Im Fach Religion hörten wir von Parmenides, Heraklit und Laotse. Der Lehrer konnte Sanskrit, Chinesisch und Japanisch. Brechts „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration“ hat er ins Plattdeutsche übersetzt.

Was Bertolt Brecht nicht kennen konnte, weil erst 1958 eine deutsche Ausgabe erschien, ist die altchinesische Folge von zehn Bildern, in denen der Mensch sich selbst zu überwinden sucht, um als ein Gewandelter auch andere Menschen von ihrem ich-haften Selbst zu erlösen und sie zu ihrem wahren Wesen zu führen: „Der Ochse und sein Hirte“ im Verlag Günther Neske in Pfullingen.

Der Lehrer schrieb dazu: „Aber natürlich wird der selbstbefangene Mensch nicht durch einen müden Ochsen, sondern durch einen Stier symbolisiert, den der Erlösungswillige mit Härte zähmt, bis der Stier zum willigen Reittier des Gewandelten wird und den weiteren Weg der Wandlung von selbst geht ...“

„Mit Härte zähmen“ – das erlebten wir Schüler am enttäuschten und kriegsversehrten Lehrer und seinem weiteren Schicksal. Von der Geschichte „Der Ochse und sein Hirte“ verstand ich vorerst wenig. Erst 1988, knapp dreißig Jahre später,

begegnete mir die ungewöhnliche Geschichte erneut in der sanften und humorvollen Interpretation des Zen-Meisters Prof. Nishimura aus Kyoto in Japan. Älter geworden verstand ich nun das Wegschema der Geschichte, das ohne Kampf eine Wandlung schildert, auch wenn es im vierten und fünften Bild um „Fangen“ und „Zähmen“ geht. Das zweite Bild passt zu unserem Thema „Spuren“:



Erst spät habe ich verstanden, wie wichtig solche Spuren sind: Spuren der Liebe, der Wahrheit, der Gerechtigkeit; Spuren Gottes, auch Spuren z. B. der Trinität in der Bibel. Ohne Lehrer, Spurenleser und Pfadfinder wäre ich nicht darauf gekommen.

Zeugnis der Hoffnung

1Petr 3,15: ... heiligt aber den Herrn Christus in euren Herzen. Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist ...

1980 feierten die Lutheraner den Gedenktag „450 Jahre Augsburgische Konfession“ in Augsburg und hatten dazu auch die örtlichen Mennoniten eingeladen. Die waren so frei, der Einladung zu folgen, dabei aber die Einladenden darauf hinzuweisen, dass sie mit diesem Fest ihre eigene Verwerfung in den Artikeln gegen die Wiedertäufer feiern sollten – was ihnen doch recht schwerfiel. Daraufhin wurden verbindliche Gespräche über die Verwerfungen aus dem Reformationsjahrhundert in Aussicht genommen, was allerdings erst im Herbst 1989 mit der Aufnahme von Gesprächen im Rahmen des „Handbuchs religiöse Gemeinschaften“ verwirklicht werden konnte. So fiel damals die Geschäftsführung auf lutherischer Seite in meine Zuständigkeit und begleitete mich bis zur Verabschiedung einer gemeinsamen Erklärung im Jahr 1992.

Auf diese Gespräche wollte ich mich sorgfältig vorbereiten. So fuhr ich im August 1989 mit einigen Büchern im Gepäck nach Taizé. Auf der Hinfahrt im Bus lernte ich eine amerikanische Mennonitin als Mitfahrerin kennen. Fortan waren die Bücher nicht mehr so wichtig wie der konkrete Mensch, auf dessen Glaubenszeugnis ich hörte. Über meine Vorurteile dem Täufer-tum gegenüber, das sei doch moderne Möncherei, lachte sie, und zitierte Meister Eckhart „Vom Lassen“. Selten habe ich so aufrichtig und offenherzig über allerlei Glaubensfragen reden können wie mit Rose Yoder, die bei den nun folgenden Gesprächen im mennonitischen Milieu viele kannten.

Sie war nach unserer Begegnung in Taizé nach Hause zurückgekehrt: nach Elverson in Pennsylvanien, lernte Harfe spielen und setzte sich mit ihrer Krankheit auseinander, die mit einem Hirntumor lebensbedrohlich über sie hereinbrach. Sie sang, sie

betete, sie spielte Harfe. Und sie schenkte mir die Bleistiftzeichnung „Rose im Wasserglas“, deren Lichtpunkte nur durch den gezeichneten Schatten hervortraten. „Daran habe ich meine Krankheit verstanden“, sagte sie. Nicht nur durch die Verständigung mit den Mennoniten ist sie mir unvergesslich.



Gemeinsame Wurzeln

Apg 4,32: Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam.

Röm 11,18: ... so rühme dich nicht gegenüber den Zweigen. Rühmst du dich aber, so sollst du wissen: Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.

Sie war meine Lieblingsseniorin im Feierabendhaus in Schleswig. Wir verstanden uns prächtig. Sie half mir, die Themen zu finden, die wir gemeinsam mit den anderen im Seniorenheim besprechen konnten. „Paare in der Bibel“ war so ein Thema – oder: „Die Gründe des Jugoslawienkonflikts“. Sie freute sich über meine Familienherkunft aus Schlesien, was ja zur Erklärung meines polnischen Namens mitgeteilt werden musste. „Ich komme auch daher“, sagte sie – mit ihrem norddeutschen Nachnamen Herrmann. „Aber ich bin eine geborene Harazim aus Rybnik in Oberschlesien.“ Das faszinierte und erinnerte mich. Ich eilte nach Hause, kramte meinen Familienstammbaum hervor und fand sie wieder: meine Urgroßmutter Marianne, geb. Harazim, aus Rybnik in Oberschlesien. „Wir sind irgendwie miteinander verwandt“, sagte ich beim nächsten Treffen im Feierabendhaus.

Frau Herrmann brachte bei einem weiteren Besuch eine Kopie aus dem bayrischen Wappenbuch mit: das Wappen der Familie Harazim. Es zeigt im und über dem Wappenschild ein Büffelhornpaar mit einem Kreuz dazwischen. Dazu gehört folgende Legende:

„Wappen der Familie Harazim. Stammen aus Ungarn laut Bayerischem Wappenbuch II Ib. Tafel 18, deren Gründung im Jahr 1391 hervorgegangen ist. Die Vorfahren haben sich nach der Magyarischen Sprache Haraccim geschrieben. Ihr ständiger Sitz war Arad und Temesvar. Harazim war der erste Pferde-

züchter und Besitzer der größten Pferde-Puszta in Ungarn. Durch seine hervorragenden edlen Pferde-Rassen wurde ihm der erste Auftrag vom Kriegsministerium erteilt, die alljährige Remontenlieferung für die Armee zu übernehmen. Die Gebrüder Harazim waren beim Ungarischen Hofe als Jagdvorreiter, wobei der Jüngere bei einer Büffeljagd ums Leben kam. Das Geschlecht erhielt obiges Wappenschild vom Burggrafen Friedrich I. 1416 bestätigt.“

Leider war die Kopie so schlecht, dass das eigentliche Wappen fast unkenntlich war. Aber ich hatte eine Spur gefunden und wusste nun, warum ich Frau Herrmann so mochte.

Als sie schwer erkrankte, besuchte ich sie in unruhigen Nächten im Krankenhaus. „Der liebe Gott hat eine Chance verpasst, mich heimzurufen“, sagte sie, als sie wieder im Feierabendhaus war. Sie, die Katholikin, die bei meinen Abendmahlsfeiern immer nur mit den Augen kommunizierte, schenkte mir ein in Lourdes geweihtes Kreuz mit den Worten: „Sie werden es brauchen!“ Sie hat recht behalten. Inzwischen hat Gott sie längst wie gewünscht auf friedliche Weise zu sich geholt.



Vier letzte Lieder

Ps 124,7: Unsre Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Netze des Vogelfängers; das Netz ist zerrissen, und wir sind frei.

Sie war viel zu früh mit 50 Jahren gestorben. Ihr Witwer betrauerte sie sehr und erzählte mir ihre Lebensgeschichte: die manisch-depressiven Phasen, den schweren Verlauf der Krankheit, das endliche Annehmen des Sterbgeschicks. Sie hatten gemeinsam immer viel Musik gehört und Konzerte besucht. Sie hatte auch das Theater geliebt und war in Kunstausstellungen gegangen. Und so fragte mich der Witwer am Ende des Trauergesprächs, ob es möglich sei, bei der Beerdigung vom CD-Player ein Musikstück einzuspielen. Ich zögerte und lehnte ab mit dem Bemerkten: Alle live gespielte oder vorgetragene Musik ginge, aber nicht solche von der Konserve. So war mir bedeutet worden, so waren eben die Regeln bei uns. Aber der Witwer ließ sich nicht beirren. Er drückte mir eine CD in die Hand mit der Bemerkung: Ich könne mir ja die Musik anhören und dann entscheiden. Er wäre für eine Rückmeldung sehr dankbar, und wenn ich mitten in der Nacht anriefe. Ich spürte den Ernst seiner Bitte und Nachfrage.

Zu Hause hörte ich mir die Musik an und hatte ein wirkliches Aha-Erlebnis. Ich war völlig fasziniert von den „Vier letzten Liedern“ von Richard Strauß nach den Texten von Hermann Hesse und Josef von Eichendorff in einer Aufnahme mit Gundula Janowitz und den Berliner Philharmonikern unter Leitung von Herbert von Karajan. Ich wusste gleich: Zwei der vier Lieder erklingen als Vor- und Nachspiel beim Trauergottesdienst, über alle vier Texte werde ich sprechen im Blick auf das Leben der Verstorbenen: „Frühling“ repräsentiert ihre manische, „September“ ihre depressive Seite. „Im Abendrot“ spricht vom nicht leichten Schicksal der Eheleute auf ihrem gemeinsamen Weg, und „Beim Schlafengehen“ lässt anklingen, in welche Freiheit der Durchgang durch den Tod führen wird:

Nun der Tag mich müd gemacht,
soll mein sehnliches Verlangen
freundlich die gestirnte Nacht
wie ein müdes Kind empfangen.

Hände, laßt von allem Tun,
Stirn, vergiß du alles Denken,
alle meine Sinne nun
wollen sich in Schlummer senken.

Und die Seele unbewacht
will in freien Flügen schweben,
um im Zauberkreis der Nacht
tief und tausendfach zu leben.

Hermann Hesse

Ich bin froh, dieser Musik und diesen Texten begegnet zu sein. Sie sind mir unter die Haut und ins Herz gegangen. Ich habe die Texte auswendig gelernt, um sie inwendig stets parat zu haben.

So bin ich dankbar für alle Begegnungen, von denen ich in dieser Woche erzählt habe. Sie sind allesamt Spuren Gottes in meinem Leben, von denen ich gelernt und die mich verwandelt haben. Gott hat auch an mir seine Verheißung wahrgemacht:

Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht verlassen, bis ich alles tue, was ich dir zugesagt habe. (1.Mose 28,15)

Lebensregeln der Freien

Mit viel Gottvertrauen sind sie damals losgezogen: aus der Knechtschaft in Ägypten in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Aber das bedeutete für Jahrzehnte Wüste, Entbehrung, Gefahr. Sie wurden geführt von einem Bruderpaar, das sich leiten ließ von einer weithin sichtbaren Gotteserscheinung bei Tag und bei Nacht. So blieben sie trotz allem Murren auf dem Weg. Und Mose vermittelte ihnen Gottes Zehn Gebote als Lebensregeln der Freien. Er stieg dazu auf einen Berg, begegnete Gott wie einem Freund und zertrümmerte die Gebotstafeln, als er sah, wie wenig Verständnis das Volk für die errungene Freiheit und Menschenwürde hatte. Er überwand seinen Zorn, übermittelte ihnen Gottes lebenserhaltenden Willen ein zweites Mal und gab ihnen so Maßstäbe und Regeln mit auf den Weg, die noch nach Jahrtausenden von den Menschen bis in die Gegenwart geteilt werden. Sind sie wirklich nur „der Juden Sachsenspiegel“, wie Luther meinte, oder nicht doch die rechtliche Grundlage für jede wahrhaft menschliche Gemeinschaft bis auf den heutigen Tag? Kann das doppelte Liebesgebot, wie Jesus und Paulus und Augustinus meinten, die archaische Kraft dieser Zehn Gebote ersetzen? Wir werden sehen, wie sehr sie schon äußerlich Eingang gefunden haben in die Grundgesetze der Menschen, aber vor allem innerlich die Menschen bewegen. Wir sollen nicht nur, wir wollen auch uns messen lassen an diesen Geboten.

Zeit haben für Gott

Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.

Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich gebrauchen.

Du sollst den Feiertag heiligen. 2. Mose 20,2-11

Mit der Sabbatfrage fing alles an. Man stelle sich das einmal vor: Weil sie Zeit haben wollten für Gott, hatten sie eine Delegation zum Pharao geschickt. So fanden die ersten Tarifverhandlungen der Weltgeschichte statt! Und weil der despotische Arbeitgeber diese Mindestforderungen nach einem vernünftigen Wechsel von Arbeit und Freizeit nicht zulassen wollte, gingen sie ihm gleich ganz davon in eine vage Zukunft. Sie wollten ja schaffen und mitbauen – aber nicht um jeden Preis. Nicht um den Preis der rücksichtslosen Ausbeutung, des Verlusts ihrer Würde als Menschen und des Respekts vor ihrer religiösen Überzeugung. Zeit wollten sie haben für Gebet und Tanz, für Liebe und Erholung, für Fest und Feier. Zeit haben für seelische Erbauung gehört zu jeder gelungenen Gemeinschaft von Menschen dazu. Wer das verkennt, missachtet die Grundlagen einer funktionierenden Gesellschaft. Deshalb gibt es auch heute noch den Gottesbezug in Grundgesetzen und Verfassungen, Gesetze zum Schutz von Sonn- und Feiertagen und Eide mit religiöser Beteuerung. Mit der Gottesfrage scherzt man nicht, lästert man nicht, sondern bedenkt ihren Wert für die Würde des Menschen.

Generationenkonflikte

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden. 2. Mose 20,12

Die Akzente haben sich inzwischen verschoben: Ging es ursprünglich um die materielle Versorgung alter Menschen in Zeiten fehlender Sozialgesetzgebung, geht es heute um einen eher ideellen Wert, um eine moralische Grundhaltung: um den Respekt vor den Lebenserfahrungen immer älter werdender Menschen in allen Lebensbereichen. Dabei hat die natürliche Bereitschaft Jüngerer, auf die Erfahrungen der Älteren zu hören, einen gehörigen Dämpfer bekommen: Waren sie nicht verstrickt in zwei Weltkriege? Haben sie sich nicht angepasst an die Bedingungen zweier Diktaturen auf deutschem Boden? Waren sie nicht beteiligt an Unrecht und Verfolgung von Menschen? Haben sie nicht gelitten unter all den ungeheuren Zumutungen ihrer Jugend und dabei den Blick für heutige Herausforderungen verloren? Nehmen sie sich nach entbehreungsreichem Leben nicht zu viel heraus aus den für alle vorhandenen Lebensgrundlagen? Solche Fragen belasten das Miteinander der Generationen. An mindestens zwei Stellen brechen die Konflikte eines labilen Generationenvertrages wieder auf: bei der zunehmenden Altersarmut nach prekären Arbeitsverhältnissen und bei dem Gefühl meist junger Menschen, angesichts der heraufziehenden Klimakatastrophe um ihre Zukunft gebracht zu werden.

Es gibt viele Arten zu töten ...

Du sollst nicht töten. 2. Mose 20,13

Bei keinem der Zehn Gebote werden auch in der offiziellen Gesetzgebung so viele Ausnahmen zugelassen wie bei diesem: beim Waffengebrauch von Soldaten und Polizisten nach festgelegten Regeln, bei der Abtreibung werdenden Lebens nach einer Reihe von vereinbarten Indikationen. Die Tötung von Tieren wird billigend in Kauf genommen bei der Herstellung von Lebensmitteln, Kosmetikartikeln, pharmazeutischen Produkten und in der medizinischen Forschung. Bertolt Brecht hat in einem bewegenden Text darauf aufmerksam gemacht, dass es noch viele und ganz andere Weisen gibt, gegen dieses Gebot zu verstoßen:

Es gibt viele Arten zu töten. Man kann einem ein Messer in den Bauch stechen, einem das Brot entziehen, einen von einer Krankheit nicht heilen, einen in eine schlechte Wohnung stecken, einen durch Arbeit zu Tode schinden, einen zum Suizid treiben, einen in den Krieg führen usw. Nur wenig davon ist in unserem Staat verboten.

Und die Bergpredigt verurteilt schon das Zürnen und Beleidigen als inneren Beginn einer Tötungshandlung am Menschen (Matt. 5,21-22) – von den sprichwörtlichen „Blicken, die töten können“ einmal ganz abgesehen. Wir können uns also nicht so leicht damit herausreden, noch niemals getötet zu haben.

Und was ist mit den strukturellen Ungerechtigkeiten und dem Hungertod in der Welt? Sind wir nicht beteiligt an diesem Elend durch überzogene Lebensansprüche auf Kosten anderer? Ein erschreckender Spiegel, der uns da vorgehalten wird!

Soziale und sexuelle Treue

Du sollst nicht ehebrechen. 2. Mose 20,14

Das sechste Gebot: meist hochgeschätzt und doch wenig befolgt – jedenfalls hat es den Anschein, wenn man auf das Äußere schaut. Was ist Ehebruch? Ist Fremdgehen der einzige Maßstab? Wird Ehe nicht auch gebrochen in Unachtsamkeit, Lieblosigkeit, Freiheitsbeschränkung und Raub von Entwicklungschancen? Was ist Ehe? Zweckgemeinschaft, rechtlich geregeltes Zusammenleben, Grundlage von Familie und Gesellschaft, behüteter Lebensraum zum Aufwachsen von Kindern? Sakrament gar und heilige Ordnung, in der eins das andere in den Himmel trägt? Die meisten Menschen wünschen sich, dem Ideal des gemeinsamen Anfangs ein Leben lang treu bleiben zu können. Hohe Ehejubiläen lösen Bewunderung und Respekt aus. Aber auf die neugierige Frage an die goldene Ehejubilantin, ob sie schon einmal an Scheidung gedacht habe, kommt die ehrliche Antwort: „An Mord!“ In keiner Beziehung sind wir so sehr unseren Schwächen, Eigenheiten und Aggressionen ausgesetzt wie in der Ehe. In keinem Lebensbereich lernen wir so sehr sozialverträgliches Verhalten wie gerade in dieser Gemeinschaft. Manche Menschen achten im Prinzip den Grundsatz der Monogamie und weichen bei Bedarf lieber auf den Kompromiss einer „sukzessiven Polygamie“ aus, als bestehende Gemeinschaften beständig unter Fremdgeh-Druck zu setzen. Was dient unserem Bedürfnis nach Freiheit, Selbstbestimmung und verlässlicher Beziehung am ehesten? Gibt es neben der sexuellen auch eine soziale Treue, die Paare aneinander bindet? Wie offen kann eine gute Ehe gelebt werden?

Problematischer Privatbesitz

Du sollst nicht stehlen. 2. Mose 20,15

An kaum einer Stelle sind wir so empfindlich wie bei Eigentumsdelikten. Sie nehmen uns nicht nur das äußere Gut weg, sondern werden auch als Angriff auf die eigene Identität verstanden. Bestohlen und beraubt zu werden gehört zu den großen Traumatisierungen unserer Zeit. Entsprechend hoch sind unsere Sicherheitsvorkehrungen. In reicher Umgebung fallen sie kaum auf, weil alle sich so verhalten. In armer Umgebung fallen die Schutzmaßnahmen oft ziemlich drastisch aus und machen einen eher grotesken Eindruck. Sie drehen die Besitzverhältnisse um: nicht der Arme ist der potentielle Dieb, vor dem man sich schützen muss, nein, der Reiche hat auf ausbeuterische und ungerechte Weise, auch durch organisierten Diebstahl an der Gemeinschaft, Besitztümer angehäuft, die er nun hortet und nach außen verteidigt. „Privatbesitz! Betreten verboten!“ steht oft auf den Schildern. Und den Schildbürgern ist kaum bewusst, dass „privat“ von lateinisch „privari“ kommt und „rauben“ bedeutet. Haben wir unseren Reichtum anderen gestohlen? Warum beteiligen wir die Armen nicht auf eine gerechte Weise? Sind extreme Einkommensunterschiede zu rechtfertigen? Warum werden private Vermögen nicht höher besteuert – wo doch Eigentum verpflichtet? Ist Steuerhinterziehung wirklich ein Kavaliersdelikt oder nicht doch ein Diebstahl an der Gemeinschaft? Lauter Fragen einer modernen Gesellschaft angesichts eines archaischen Gebotes, das menschliches Zusammenleben schützen will.

Gehässige Bemerkungen

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

2. Mose 20,16

Die Gebote hängen innerlich zusammen. Es geht um Freiheit und Würde des Menschen, um Schutz seines Lebens und seiner persönlichen Lebensverhältnisse. Achten wir darauf, dann begreifen wir auch den inneren Zusammenhang moderner Grundrechte, die unsere Verfassung prägen. „Falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ ist ein fundamentaler Angriff auf seine Identität. In Zeiten von Diktatur und Unterdrückung ist das Denunziantentum geradezu lebensgefährlich. Die deutsche Vergangenheit ist voller böser Beispiele dafür. Dabei kann das „falsche Zeugnis“ doppelte Bedeutung haben: Es ist in sich falsch und eine Verleumdung – oder es ist durchaus richtig, aber zur falschen Zeit gegenüber den falschen Leuten mit falschen Absichten abgelegt. Eine moderne Form des Verstoßes gegen das achte Gebot ist das „Cyber-Mobbing“, mit denen schon Jugendliche an Schulen konfrontiert und in ihrer Ehre und Würde verletzt werden. Auch der Hass im Internet ist eine Verletzung dieses Gebotes. Es gibt zwar wirksame Gesetze dagegen, aber die Langsamkeit und Unterbesetzung des Justizapparates kommt in gar keiner Weise gegen die Massenhaftigkeit und Schnelligkeit im Internet an. Vielleicht begreifen wir an dieser Stelle, wie wichtig die eigene innere Haltung ist, wenn äußere Maßnahmen der Justiz nicht die gewünschte Wirkung entfalten können. Es geht nicht um Selbstjustiz und ein verhängnisvolles Mitmachen und Gegenhalten, sondern um ein konsequentes Abschalten und Umkehren von solchen Gepflogenheiten.

Gier, die alles verdirbt

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.

*Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht,
Magd, Vieh noch alles, was sein ist. 2. Mose 20,17*

Die Zehn Gebote münden nach ihrer Grundlegung in den ersten drei und ihrer Ausgestaltung in den folgenden fünf in ein neuntes und zehntes Gebot, das auf die innere Haltung verweist, mit dem allein gemeinschaftliches Leben freier Menschen gelingen kann: „Du sollst nicht begehren, was deinem Nächsten gehört.“ In kaum einem dieser uralten Gebote spiegelt sich unsere heutige moderne Gesellschaft so sehr wider wie in diesem: Es geht um die Gier, die alles verdirbt. Die Immobilienblase, die Bankenkrise, die Börsencrashes – sie alle haben mit der Gier zu tun, die Menschen heutzutage antreibt, besser und reicher, vermögender und unabhängiger sein zu wollen als ihre Mitmenschen. In diesem Streben steckt ein wahrer Kern: „Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Anderen“ (Homer, Ilias). Aber statt gesunden Ehrgeiz in Bildung und innere Werte zu stecken, streben die meisten Menschen nach äußeren Werten, nach dem Lottogewinn, der Weltreise oder anderen Dingen, die viele Ressourcen verbrauchen. Am Ende können wir das alles nicht mitnehmen, nur das, was unverlierbar unser innerer Besitz geworden ist. Gegen das Begehren hilft Bescheidenheit und Verzicht. Franziskus verbot seinen Mönchen jeglichen Besitz außer der Bibel. So radikal müssen wir nicht gleich sein. Wir dürfen Kompromisse schließen – wie wir gesehen haben eigentlich bei allen Geboten. Aber verstehen sollten wir, dass sie dem Leben dienen, der Freiheit und der Würde des Menschen, wie schon Mose sie deutete (5. Mose 30,19).

Ringen mit Gott (nicht abgedruckt)

Die Bühnenwerke des Bildhauers Ernst Barlach (1870-1938) hatten ihre große Zeit in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Lohnt es sich, seine acht Dramen unter dem Aspekt der Zukunftsgestaltung wieder hervorzuholen? Sie sind erstaunlich modern. In ihrer ungewöhnlichen Sprache – Barlach war nicht nur Bildhauer, sondern auch Worthauer – thematisieren sie Probleme, die uns heute noch beschäftigen: Mutterbindung, Suizidgefährdung, Spießertum, Stigmatisierung, Suizidbeihilfe, Bequemlichkeit und Menschenverachtung. Das alles auf dem Hintergrund einer Gottvergessenheit, die unseren Wertekompass zu zerstören droht: „Sonderbar ist nur, daß der Mensch nicht lernen will, daß sein Vater Gott ist“ (D 95). Barlachs eigenes Bekenntnis lautete: „Ich habe keinen Gott, aber Gott hat mich“ (D 571).

Barlach gab sich mit bloßer Gottergebenheit nicht zufrieden. Im Drama „Die Sündflut“ (1924) stellt er dem frommen Noah den aufmüpfigen Calan entgegen, der in hartnäckigem Ringen mit Gott diesem immer ähnlicher wird: „Auch ich fahre dahin, woraus ich hervorgestürzt, auch an mir wächst Gott und wandelt sich weiter mit mir zu Neuem ... Er ist ich geworden und ich Er – Er mit meiner Niedrigkeit. Ich mit seiner Herrlichkeit – ein einziges Eins“ (D 382).

Barlach deutet damit seinen hohen Anspruch an die Zukunftsgestaltung des Menschen an: nicht einfach brav zu machen, was einem gesagt wird, sondern zu kämpfen und zu ringen, zu leiden und sich hinzugeben. Lebenwollen stellt eine große Herausforderung dar: Zukunft lässt sich nur unter Einsatz des eigenen Lebens mit allen Konsequenzen verantwortlich und liebevoll gestalten.

Eine Woche lang werden uns die weiteren Barlach-Dramen begleiten. Zitate nach den bei R. Piper erschienenen Ausgaben: D = Dramen, P = Prosa und B = Briefe.

Nicht einfach hocken bleiben

In Barlachs Drama „Der tote Tag“ (1912) kommen Bemerkungen vor wie: „Mutter genug, aber an Vater ist zu wenig“ (D 15) und: „Göttersöhne sind keine Mutterkinder“ (D 19). Die väterliche Stimme, so Barlach, ruft heraus aus mütterlicher Umgarnung und materieller Verstrickung hin zu geistigen Fähigkeiten und kreativer Lebensgestaltung. Im Drama tötet die Mutter das beflügelnde Pferd des Vaters und setzt es dem Sohn als Mahlzeit vor, der damit unbewusst seine Zukunft verzehrt.

Auch heute noch besteht die Gefahr, im „Hotel Mama“ hocken zu bleiben, sich versorgen zu lassen und niemals erwachsen und selbständig zu werden. Die vielen Dienstleistungen, auf die wir zurückgreifen, vervielfältigen die Versorgerin und degradieren uns zu Konsumenten. Wir gestalten Kunst und Kultur nur noch selten selbst, wir lassen uns von anderen berieseln und unterhalten.

Blind geworden von den schrecklichen Bildern der Welt tritt bei Barlach ein Mann auf, der nachts im Traum die schönen Gestalten der Zukunft sieht: „noch schlafend – aber wer sie erweckte, der schüfe der Welt ein besseres Gesicht. Das wäre ein Held, der das könnte“ (D 24). Er trägt einen seufzenden Steinbrocken im Sack mit sich und er ist es, der in einem bestimmten Augenblick das tapfere Wort spricht: „Wer sich noch mit anderer Leid dazu belädt, der ist erst der wahre Mann“ (D 26).

Zukunft gestalten heißt herausgehen und wagen, sich beladen mit Lasten (Galater 6,2), aushalten und tragen, was das Leben bereithält. „Muttersöhne“ (so lautet ein Buchtitel von Volker Elis Pilgrim) gehen andere und gefährliche Wege.

Zum eigenen Leben finden

In einem Kaleidoskop von zwölf Szenen beschreibt Barlach in seinem Drama „Der arme Vetter“ (1918) den Spannungsbogen der damaligen Gesellschaft: ein Ausflugsdampfer voller vergnügungssüchtiger Großstädter, die wenig Rücksicht nehmen auf andere; ein junges, frisch verlobtes Paar, das intensivere Begegnung sucht bei einem Spaziergang an der Elbe und bei dem doch am Ende jeder bei sich selber bleibt; ein Einzelner, der sich mit Sinnfragen herumschlägt und den Weg in eine bessere Welt partout nicht finden kann (oder will) und deshalb seinem Leben ein Ende setzt.

Nur Lena schafft es, sich von ihrem Verlobten zu trennen. Sie findet zu eigenem, aufrichtigem Leben. In ihr spiegelt sich wider, was Barlach selbst erlebt hat: „Ich habe das alles tödlich und schwer erlitten und habe mich durch die Arbeit befreit. Man braucht nicht zum Revolver zu greifen, sondern kann Vertrauen haben und hoffen“ (B I 539). Vertrauen und Hoffnung zu bewahren angesichts leichtsinniger und vergnügungssüchtiger Menschen ist in Corona-Zeiten gar nicht so einfach.

Der „arme Vetter“ ist Barlachs Ausdruck für den armen, bedauernden Menschen, der sich so von dem „hohen Herrn“, von Gott, unterscheidet, dass er sich beständig mit der eigenen Existenz und seiner Zukunftsgestaltung auseinandersetzen muss.

Nicht alles beim Alten lassen

In Barlachs Drama „Die echten Sedemunds“ (1920) werden lauter Kleinbürger vor Augen geführt. Sie sind anzutreffen auf dem Schützenplatz, auf dem Friedhof oder auch im Zirkuszelt. Sie heißen Ehrbahn und Gierhahn, ein guter Ruf gilt ihnen „einen ganzen Hümpel mehr als genaue Gerechtigkeit“ (D 263). Ein brüllender Löwe kommt vor, der angeblich ausgebrochen ist und vor dem sich alle fürchten. Er symbolisiert das schlechte Gewissen, entpuppt sich später aber als leere Hülle, so dass doch alles beim Alten bleiben darf.

Uns Heutigen kommt beim Löwen „Schesar“ (D 199) das ausgebrochene Virus „Corona“ in den Sinn: für die einen ein „brüllender Löwe“ mit Veranlassung zu schlechtem Gewissen angesichts himmelschreiender Missstände – für die anderen eine leere Hülle, eine Fata Morgana, kein Grund also, sein eigenes Verhalten umzustellen.

Nur Unbefangene, wie der junge Sedemund (und heute bei uns: Greta Thunberg), wagen es, die nackte Wahrheit zu sagen, und geraten damit in die Nähe der Irrenanstalt: von anderen dahin verbannt oder sich selbst darin bergend, weil in Wahrheit die etablierte Gesellschaft „irre“ geworden ist in ihrem unvernünftigen Beharren auf ewig gestrigen Positionen. Barlachs Drama endet mit den Worten der jungen Leute: „Die Alten haben ihre Zeit gehabt und sind in Grund und Boden getreten. Jetzt kommen wir und nach uns unsere Kinder, alles wird gründlich anders, es lebe die neue Zeit ...“ (D 265).

Im Schrecklichen das Leben lieben

Vor hundert Jahren, unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs, schrieb Barlach das Drama „Der Findling“ (1922). Es hat seinen Namen von einem elenden, verkrüppelten Kind, das von einem Flüchtlingspaar auf der Flucht liegen gelassen wird. Kriegsflüchtlinge sind es, die beschimpft und geschlagen, ausgehungert und krank umherirren unter beißendem Sturm und strömendem Regen durch aufgeweichten Lehm Boden. Ein Schreckensregiment, das Menschen frisst, scheucht sie vor sich her. Aber der Schrecken kehrt sich um: Der Urheber wird erschlagen, als Mahl zubereitet und den Hungrigen angeboten. Die Protagonisten Elise und Thomas sind die einzigen, die sich nicht am Menschenfraß sättigen. Sie nehmen sich stattdessen des Findelkindes an, das sich als strahlendes Kind, als Gottesgeschenk, entpuppt.

Barlach hat an diesem Werk besonders gehangen, es war einst seine große Hoffnung. Schmerzlich berührte ihn das mangelnde Echo „dieses gewissermaßen unter den Tisch gefallenen ... liebsten meiner Stücke“ (B II 669).

Wohl in keinem der modernen Theaterstücke kommt das Elend der Kriegsflüchtlinge so sehr zur Sprache wie gerade in diesem Barlach-Drama. Trotz der drastischen Ausdrücke und krassen Beschreibungen lebt es von einer großartigen Hoffnung: der Liebe zum Leben durch ein vorbehaltlos angenommenes Kind.

Werden, was wir sein wollen

Im Drama „Der blaue Boll“ (1926) geht es Barlach um einen Gutsbesitzer, der schon ganz blau geworden ist vom Genuss guten Essens und Trinkens. Boll möchte unbedingt anders werden und weiß, wie schwer das ist. Auch die im Dorf als „Hexe“ bezeichnete leidenschaftliche Vegetarierin Grete will anders werden. Boll soll ihr dabei helfen. Trotz der Versuchung, sich näher einzulassen auf die junge Frau, besinnt dieser sich auf seine Verantwortung: Aus Teufels Küche bringt er sie in die Kirche und wartet dort auf ihre Ernüchterung. Grete wollte Gift haben, um sich und ihre drei Kinder „vom Fleische“ (D 397) zu erlösen, doch war es nur Alkohol, der sie einen Blick in die Hölle tun ließ, wo ihr Boll und ihre Kinder begegneten. Dieser Schrecken bringt sie zur Einsicht, dass sie zu ihren Kindern und ihrem Mann, überhaupt zurück ins Leben zu gehen hat.

Die Menschen um Boll herum fürchten jede Veränderung. Seine Frau versteigt sich sogar zu der Aussage, dass ihr ein toter Boll lieber wäre als ein veränderter: „Ich würde vorziehen, ihn im Grabe zu haben, denn da wüßte ich immer, wer es ist, der da liegt ...“ (D 412). Doch muss sie das Werden Bolls hinnehmen.

In seiner Autobiographie schrieb Barlach: „Ich lernte ... ehrbar zechen, einen Trunk tun, ohne die Besinnung zu verlieren ... Ich litt an Herzbeschwerden und ward Patient bei Dr. Klencke. Klencke riet mir Mäßigkeit an“ (P I 43). Genau diese Mäßigkeit will auch der neue Boll üben, vor allem aber er selbst sein und Verantwortung übernehmen für sein Leben. Er wird damit trotz all seiner Schwächen zum Vorbild für uns, die wir möglicherweise vor ähnlichen Herausforderungen stehen.

Wohlverhalten vor dem eigenen Urteil

In Barlachs Drama „Die gute Zeit“ (1929) stoßen auf einer Insel zwei unterschiedliche Personengruppen aufeinander: eine moderne und eine archaische Gesellschaft. Im Laufe des Geschehens wird deutlich, dass es in beiden Bereichen um ähnliche Grundkonflikte im Zusammenleben der Menschen geht: um das Verhältnis der Geschlechter zueinander, um das Lebensrecht der nachfolgenden Generation, um Schuld und Sühne, um Bequemlichkeit und das Bedürfnis aller Beteiligten nach einer möglichst „guten Zeit“. Nur: Was ist gut und was dient dem Leben?

Beide Parallelgesellschaften, die moderne wie die archaische, werden in besonderer Weise herausgefordert, ihre jeweilige Antwort zu geben. Es kommt aber auch zu menschlichen Begegnungen, zu Austausch und Angleichung der Kulturen. Auf dem Höhepunkt des Geschehens tritt eine Gestalt der modernen Welt sühnend und sich aufopfernd für eine Gestalt der archaischen Welt ein. Barlach modifiziert bei dieser Gelegenheit das christliche Grundsymbol: Am Kreuz stirbt eine Frau stellvertretend für einen anderen, seine Schuld auf sich nehmend – freilich mit dem Clou, bei dieser Gelegenheit auch ein eigenes Problem zu lösen. Selbstlosigkeit, so stellt es Barlach dar, ist oft genug so selbstlos nicht.

Barlach äußert sich zu diesem Drama im Tagebuch vom 18. Januar 1930: „Wie lebt sich’s denn in diesem Leben, geht’s etwa gut, sind wir in der guten Zeit, lohnt es sich, oder wär’s etwa besser nicht – da stimmt was nicht. Aber eine Stimme ist doch, eine feste, die antwortet: Setzt euch in Übereinstimmung mit euch selbst, schafft in euch Wissen vom Wohlverhalten vor dem eignen Urteil – und ihr habt die gute Zeit“ (P II 406).

Dem Höchsten dienen

Im Drama „Der Graf von Ratzeburg“, um das Barlach bis zu seinem Tod 1938 rang, verliert Graf Heinrich seine Herrlichkeit, wird demütigt, lehnt das Haben ab und wird dafür von seiner Familie für schwachsinnig gehalten. Auf einer Pilgerfahrt ins Heilige Land begleitet ihn sein Knecht Offerus. Beide wollen dem Höchsten dienen: für Heinrich ist es das Gesetz, für Offerus wird es Christus sein, dessen Stärke er begegnet; so wird aus ihm Christoffer. Auf dem Weg ins Heilige Land begegnen beide vielen, die um den Sinn menschlicher Existenz ringen.

Es geht dem Drama nicht um die Folgerichtigkeit eines Geschehens, sondern um die Haltung des Einzelnen, um den Sinn menschlicher Existenz. Barlachs Helden wollen als werdende zu ihrem eigentlichen Ich gelangen. „Jener, der du als Vollendeter sein würdest, der sei dein Herr, und als der, der du bist, diene ihm so lange, bis du zu ihm hinaufgedrungen bist“, empfiehlt der Asket Hilarion dem Christoffer (D 549). Zurückgekehrt in die Heimat erfährt der Graf die Ablehnung seiner Frau und die Trauer seines Bruders. Er verabschiedet Christoffer mit den Worten: „Sei im Suchen dein eigener Herr, der die Herrlichkeit des Herrlichsten aus seiner eigenen Seele schöpft“ (D 572). Heinrichs Leben vollendet sich, als er anstelle seines zum Landstreicher gewordenen Sohnes, der fliehen kann, von den Möllner Stadtsoldaten erschlagen wird. Das Drama endet mit deren zynischen Worten: „Was Pein, was Recht, was heilig, was wer weiß was sonst – füttert unsre hungrigen Nasen mit seinem Gestank! – und damit gut und genug!“

Am 24. Oktober 1938 stirbt Ernst Barlach in Rostock und wird am 28. Oktober 1938 in Ratzeburg begraben. Die Reichspogromnacht im November 1938 und die ihr folgenden Ereignisse von Krieg, Vertreibung und Vernichtung erlebt er nicht mehr. Dass dieser Schreckensherrschaft doch noch eine menschliche Zukunft folgt, war da nicht abzusehen.

Achtgeben auf das Kind (nicht abgedruckt)

In jedem geborenen Menschen eine Botschaft Gottes erblicken – das ist die Herausforderung dieser Tage, in denen es in den Weihnachtsgeschichten nach Matthäus und Lukas um das göttliche Kind geht. Wir selbst sind auch „vom Weibe geboren und unter das Gesetz getan“ (Gal. 4,4) wie Jesus. Wir sind und begegnen Menschen, die auch Kinder waren und die immer noch ihr eigenes inneres Kind in sich tragen – glücklich oder verletzt. Und je nach dem, was sie an sich selbst erlebt haben oder was sie betroffen gemacht hat in ihrer Umgebung, schützen sie Kinder oder bringen sie immer wieder in Gefahr.

Besonders die Männer müssen lernen, eine lebendige Beziehung aufzubauen zu dem, was heranwächst und neues Leben repräsentiert: die Zukunft unserer Welt. Nicht sprachlos werden, nicht davonlaufen, nicht abtreiben vor dem eigenen Lebens- und Machtanspruch, sondern dankbar annehmen, schützen, ernähren, achten und fördern. Wie wir mit Kindern umgehen, zeigt, wes Geistes Kinder wir sind: ob wir Zacharias-, Josef- oder Herodes-Anteile in und mit uns herumschleppen; ob wir einfach sein können wie die Hirten oder weise wie die Sterndeuter. Die gehen einen anderen Weg, die bringen das Kind nicht in Gefahr und liefern es Herodes nicht aus.

Weihnachten feiern können wir nur dann in rechter Weise, wenn wir die Personen, ja selbst die Tiere meditieren, die in diesem Weltendrama auftreten und sich in bestimmter Weise verhalten zu dem göttlichen Kind. Zu wem wollen wir uns gesellen in dieser Zeit? Gehen wir mit etwas schwanger? Sind wir dabei, wegzulaufen? Sind wir einfach bei der Arbeit? Erzählen wir Geschichten und haben Sehnsüchte? Werden wir von Alpträumen geplagt oder erfüllen wir nur unsere Pflicht? Sind wir neugierig und machen uns auf den Weg? Blöken wir nur dumpf herum oder haben wir eine Idee, was da auf uns zukommen könnte? Lassen wir uns zu Himmelsboten machen, die im Kleinen besuchen und trösten und aufrichten und im Großen verkündigen und in Bewegung bringen und Verhältnisse ändern?

Stillesein und Hoffen

Dem Priester *Zacharias* schlägt es die Sprache (Lukas 1,22), als er davon hört, dass seine Frau Elisabeth noch im fortgeschrittenen Alter ein Kind bekommen soll, und er es nicht recht glauben kann. Überwältigt und Stummgeworden von der Begegnung mit dem Engel kann er seinen Dienst als Priester nicht mehr versehen und geht heim. „Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein“, heißt es beim Propheten Jesaja (Jes. 30,15).

Männliche Zeugungsfähigkeit ist nicht einfach da, so lernen wir, sie wird erst gewonnen in der inneren Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel. Manchmal muss man warten, bis es soweit ist. Und auch dann noch gilt: Ohne Gottes geheimnisvolles Zutun werden keine Kinder geboren – damals nicht und heute auch nicht.

Im Übrigen macht es nichts, wenn wir gelegentlich einmal in Situationen geführt werden, in denen wir wie taub und stumm erscheinen und nicht wissen, was und wie wir recht reden sollen. Wie in der Geschichte von Zacharias brauchen wir solche Zeiten des Stummseins, der Inkubation, um wieder zu neuen Kräften zu gelangen: Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein, heißt es beim Propheten. Das gilt nicht nur für die männliche Zeugungskraft, sondern für jede menschliche Kreativität und Begabung, für Lebensmut und Zukunftsgestaltung.

Beschützen

Josef will seine Verlobte Maria nicht in Schande bringen, denkt aber daran, sie heimlich zu verlassen (Matthäus 1,19), weil er meint, nicht der Vater dieses sehnsuchtsvoll erwarteten Kindes sein zu können. Hat er geahnt, dass eine übergroße Liebe dieses Kind auf den Weg brachte? Ein Engel erst bewegt ihn dazu, bei der schwangeren Maria zu bleiben. Können wir das begreifen, dass ein Kind nicht einfach aus der Potenz des Mannes kommt, sondern Gott seine schöpferische Kraft dazugeben muss?

Josef macht sich mit Maria auf den beschwerlichen Weg nach Bethlehem (Lukas 2,4-5) – und lässt sie dabei Platz nehmen auf dem Maulesel, wie die Maler erzählen. Er findet mit ihr keinen Raum in der Herberge, sondern muss mit einem Stall vorliebnehmen, in dem sonst Ochs und Esel hausen. Bei der Geburt ist er anwesend, sagt aber kein einziges Wort. Manche Maler lassen ihn das Süppchen kochen oder andere Handreichungen vornehmen. Nicht alle Männer begnügen sich gern mit solchen Nebenrollen, wenn das neue Leben ihnen das Gesetz des Handelns aus der Hand nimmt.

Eine erneute Engelbotschaft im Traum setzt ihn Tage später wieder in Bewegung zum Schutz von Mutter und Kind vor den Nachstellungen des Königs Herodes (Matthäus 2,13-14). Auf der Flucht nach Ägypten, so erzählen Maler und Bildhauer, legt er schützend seinen Mantel um Mutter und Kind. Ohne solche „Josefsqualitäten“ hätten es auch heute noch Mütter und Kinder schwer, bewahrt zu werden vor den Anfeindungen und Anfechtungen des Lebens.

Machtwechsel zulassen

König *Herodes* erschrickt angesichts der Mitteilung von der Geburt des königlichen Kindes und bangt um seine Macht (Matthäus 2,3). Er versucht herauszubekommen, wo dieses Kind, das ihm einst nachfolgen soll in der Königswürde, geboren wird, und bietet dafür den ganzen Stab seiner Experten auf. Er tut so, als wolle er dem Kind die nötige Ehre erweisen, und plant doch bereits Schreckliches (Matthäus 2,16-18): Lieber sollen auch unschuldige Kinder umkommen, als dass er bereit wäre, mit einem von ihnen die Macht zu teilen oder gar ganz abzugeben.

Wieviel von dieser Herodes-Mentalität durchzieht unsere modernen Gesellschaften? Wenn wir uns die Welt anschauen, in der wir leben, dann spricht viel dafür, dass Herodes immer wieder gewinnt und die Oberhand behält – wenn wir einander unterdrücken und abschrecken, mit dem Untergang bedrohen und gegenseitig verteufeln, nur um unsere eigenen Privilegien und Machtstrukturen zu retten.

Aber der Herodes-Kultur in uns und um uns herum begegnet immer wieder das Wunder einer Geburt. Ein Mensch wird geboren, nackt und bloß, hilflos und klein, auf unsere Fürsorge angewiesen. Und darin liegt am Ende doch größere Kraft als im Festhalten und Töten.

Dem Neuen aufmerksam begegnen

Die *Weisen aus dem Morgenland* (Matthäus 2,1-12) hatten w-möglich keine eigenen Kinder, ließen sich aber von einem Neugeborenen auf den Weg bringen: Sie schauen fasziniert zum Himmel und sehen da etwas leuchten und zusammenwachsen, was sonst getrennt war: Sterne mit symbolischer Bedeutung. Sie lesen in alten Prophezeiungen und machen sich auf den Weg. Einer würde ihnen schon den Weg zum neugeborenen König der Juden zeigen: entweder ein Engel, ein Stern oder ein Schriftgelehrter.

Die Weisen – Forscher, Träumer und Sterndeuter – nehmen weite Strecken und Strapazen auf sich, um dem Neuen zu begegnen und ihre Aufwartung zu machen. Sie tun ihre Schätze auf und schenken Gold, Weihrauch und Myrrhe – Geschenke voller symbolischer Bedeutung, weil für sie in diesem Kind zusammenkommt, was sie suchen: ewiges Königtum, strahlende Göttlichkeit, wahre Menschlichkeit.

Für sie ist es kein Problem, vom hohen Ross ihrer Würde herabzusteigen und sich ehrfürchtig zu verneigen vor dem, was ihnen in diesem Kind begegnet: die Wiederherstellung der Gottebenbildlichkeit des Menschen. Jedes neugeborene Kind erinnert uns daran, wie wir ursprünglich gemeint sind.

In Bewegung kommen

Die *Hirten* werden als einfache Menschen gewürdigt, die Friedensbotschaft der Engel als erste zu empfangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ (Lukas 2,14). Was zeichnet sie aus gegenüber den Großen dieser Welt, die wie der Kaiser Augustus mit einem Fingerzeig die ganze Welt in Bewegung bringen und Menschen Lasten auferlegen können? Sie hüten des Nachts ihre Herde. Einfacher kann man Wachheit und Aufmerksamkeit gegenüber dem Kommenden nicht beschreiben. Sie sind treu im Alltäglichen. Sie hüten nicht sich selbst, sondern ihre Herde. Sie sehen und hören, worauf es ankommt. Sie lassen sich in Bewegung bringen trotz ihrer Furcht. Sie gehen und sehen, sie kommen eilend. Sie breiten das Wort aus, das zu ihnen von diesem Kind gesagt ist. Sie kehren wieder um, sie preisen und loben Gott für alles, was sie gehört und gesehen haben. Von keiner Menschengruppe wird jemals aufgrund eines einzigen Ereignisses so viel aktive Tätigkeit berichtet wie gerade von den Hirten.

Eine weihnachtliche Legende erzählt: Ein Lamm hat sich verirrt. Es ist in Not. Aber niemand hört sein Klagen. Alle sind auf dem Weg nach Bethlehem, um das Kind in der Krippe zu sehen. Ein Hirte aber hört das Lamm. Und er geht, um diesem Lamm zu helfen. Er verzichtet auf den großen Augenblick. Er verzichtet auf das, was der Engel angekündigt hat, auf den weihnachtlichen Glanz im Stall. Er verzichtet, weil er spürt: Ich werde gebraucht.

Liebe bedeutet manchmal Verzicht. Wer sich für einen anderen Menschen einsetzt, wer für das Wohlergehen eines anderen eintritt, wer nicht vorbeigeht, wenn jemand in Not ist, der muss etwas einsetzen. Vielleicht ist es Zeit, vielleicht Geld, vielleicht auch die Überwindung von Vorurteilen. Am Ende merkt der Hirte, dass er durch seinen Verzicht nichts verloren hat, ja dass gerade durch seine Liebe das weihnachtliche Geschehen ihm ganz nahegekommen ist.

Warten können

Simeon, der fromme und gottesfürchtige Mann aus Jerusalem, wartet seit Jahren an der Tempeltür auf den Trost Israels und ist darüber alt geworden (Lukas 2,25). Er soll nicht sterben, bevor er den Gesalbten des Herrn gesehen hat, so lautet die Verheißung. Er kommt durch eine Eingebung des Geistes in den Tempel zur rechten Zeit und sieht die heilige Familie, die Eltern und das Kind, die einfach tun wollen, was und wie es Brauch ist. Er nimmt es auf seine Arme und lobt Gott: „Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen“ (Lukas 2,29-30). Er ahnt, dass dieses Kind kein leichtes Leben haben wird. Seiner Mutter wird es das Herz zerreißen am Ende unter dem Kreuz. An ihm werden sich die Geister scheiden, aber vor allem: vieler Herzen Gedanken offenbar werden.

Der Lobgesang des Simeon, das *Nunc dimittis* (Lk 2,29-32), ist mit dem *Magnificat* und dem *Benedictus* einer der drei großen Lobgesänge des Lukasevangeliums, die im Stundengebet der (katholischen) Kirche täglich gesungen werden. Mit seiner friedvollen Dank- und Abschiedsstimmung gehört es zum Nachtgebet der Kirche; in der anglikanischen Kirche ist es zusammen mit dem *Magnificat* Teil des Evensong. In einigen lutherischen Kirchen wird das *Nunc dimittis* auch als Dankgesang in der Abendmahlsliturgie verwendet.

Martin Luther schuf ausgehend vom *Nunc dimittis* den Choral *Mit Fried und Freud ich fahr dahin*. Der aus reformatorischer Zeit stammende und von Philipp Spitta überarbeitete Choral *Im Frieden dein, o Herre mein* hat ökumenische Verbreitung gefunden. In der protestantischen Kirchenmusik diente dieser Text häufig als Grundlage für Begräbniskompositionen.

Andere Wege gehen

Von *Johannes Scheffler* (1624-1677), dem Angelus Silesius, stammt die wichtige Einsicht: „Wär' Christus nur in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bliebst in Ewigkeit verloren.“ Weihnachten lehrt auch mich und alle Heutigen, Männer wie Frauen, empfängliche Menschen zu werden, ja zu sagen zu neu entstehendem Leben: „Fiat – es möge geschehen, wie du gesagt hast“ (Lukas 1,38). Dabei werden wir Männer besonders herausgefordert, Josefsqualitäten zu entwickeln (Matthäus 2,13-14). Denn ohne den Schutz des ungeborenen und geborenen Lebens werden wir nicht überleben können.

Wir werden zu dieser Haltung nicht gezwungen. Es wird uns nur vor Augen geführt, was jedes Kind sich wünscht (das wir ja doch auch selber noch sind und bleiben in unserem Inneren): leben zu dürfen mit den Gaben unseres Erbes und unserer Verheißung. Die Alternative dazu im finsternen Schatten des Herodes sieht so aus: Klagen und Wehgeschrei über getötetes und verletztes Leben, von dem die Welt auch heute noch voll ist – nicht nur in Rama (Matthäus 2,18).

Die Weihnachtsgeschichte in Bethlehem, im „Haus des Brotes“ (Lukas 2,4), setzt einen neuen Maßstab: Unser Leben geht auch anders, auf andere Weise und auf anderen Wegen („via alia“: Matthäus 2,12) – liebevoller, friedlicher, das Kind achtend – an ihm hängt unsere Zukunft.

Weihnachtliches Friedenslied eines alten Mannes



Deutschsprachige Benedictustafel
 in der Johannes-der-Täufer-Kirche in En Kerem, Israel

Gott schenkt Leben

⁶⁷ Und sein Vater Zacharias wurde vom Heiligen Geist erfüllt, weissagte und sprach: ⁶⁸ Gelobt sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk ...

Zacharias verslägt es die Sprache (Luk 1,22), als er davon hört, dass seine Frau Elisabeth noch im fortgeschrittenen Alter schwanger werden wird und er das nicht recht glauben kann. Überwältigt und stummgeworden von der Begegnung mit dem Engel kann er seinen Dienst als Priester nicht mehr versehen und geht heim. „Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein“, heißt es beim Propheten Jesaja (30,15). So zu Kräften und zum schweigenden Hören auf Gottes schöpferisches Wort gebracht, findet Zacharias seine Sprache wieder, als er nach dem Namen des Neugeborenen gefragt wird. Er kann ihn zunächst nur schreiben und bestätigen, was seine Frau ausgesprochen hat: „Johannes – Gott ist gnädig“. Das ist ihr gemeinsames Bekenntnis. Zacharias löst es die Zunge und er singt und betet einen Lobgesang, der als *Benedictus* zum täglichen Morgenlob der Kirche gehört. Darin kommt zum Ausdruck: Gott ist kein ferner Gott, sondern einer, der hört und sieht, sich in Bewegung setzt und den Menschen nahekommt, der gnädig und barmherzig ist: „Denn er hat besucht und erlöst sein Volk.“

Gott rettet

⁶⁹ und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils im Hause seines Dieners David – ⁷⁰ wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten –, ...

In der Hebräischen Bibel ist das Horn ein Symbol der Macht und Stärke – bei Gott und den Menschen. Kultgegenstände können die Kraft Gottes vermitteln: die Hörner des Altars gelten als Zeichen der Kraft und der Segensmacht Gottes (Amos 3,14; 6,13). Gottes Rettermacht wird als „Horn des Heils“ bezeichnet (2.Sam 22,3; Ps 18,2). Bei der Salbung der Könige und Propheten ist das Salbhorn mit Salböl gefüllt, das Gottes Geist auf den Gesalbten überträgt. Zacharias spricht im *Benedictus* auf verschlüsselte Weise von dem kommenden Messias aus dem Hause Davids, von dem die Weissagungen der Propheten reden und der den bezeichnenden Namen trägt: Jesus, Jehoschua – „voller Erbarmen rettet er uns“. Die Propheten stellen Gott als einen in der Geschichte Handelnden dar, der nicht tot ist wie die Götzen (Ps 115,4-7; Jes 44,6-20), sondern lebendig und zugewandt, barmherzig und gnädig. In ihren Worten klingt die Lebensgeschichte Jesu an, der nichts anderes getan hat, als Gottes Wort wahrhaft wirklich werden zu lassen in seinen Worten und Werken, in den Wundern, Heilungen und Dämonenaustreibungen.¹ Wir wünschen uns heute ein solches Aufrichten der Kraft Gottes mitten unter uns. Die Kirchen sind solch ein Zeichen und vermitteln die Gegenwart Gottes in Wort und Sakrament.

¹ http://www.pkgodzik.de/fileadmin/user_upload/Bibelarbeiten/Alttestamentliche_Verheissungen.pdf

Gott bewahrt das Licht

⁷¹ dass er uns errettete von unsern Feinden und aus der Hand aller, die uns hassen, ^{72a} und Barmherzigkeit erzeugte unsern Vätern ...

Errettung und Barmherzigkeit Gottes spiegeln sich mehrfach wider in der Geschichte des jüdischen Volkes. Zum Chanukka-Fest, dem Lichterfest der jüdischen Gemeinde, das in dieser Woche gefeiert wird, gibt es eine den Anlass erklärende Geschichte: Chanukka erinnert an die Wiedereinweihung des zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem im jüdischen Jahr 3597 (164 v. Chr.) nach dem Makkabäeraufstand gegen die Seleukiden. Für die Menora, den siebenarmigen Leuchter im Tempel, der niemals erlöschen sollte, war aufgrund der Kämpfe mit den Seleukiden nur noch ein Krug geweihtes Öl vorhanden. Dieses Öl reichte gerade mal für einen Tag. Für die Herstellung neuen geweihten Öls wurden aber acht Tage benötigt. Durch ein Wunder habe das Licht jedoch acht Tage gebrannt, so dass neues geweihtes Öl hergestellt werden konnte. Daran erinnern die acht Lichter des achtarmigen Chanukka-Leuchters: Jeden Tag wird ein Licht mehr angezündet, bis am Ende alle acht brennen. Meist gibt es ein kleines neuntes Licht, den „Diener“: nur mit diesem dürfen die anderen angezündet werden. Auch Christen mit ihren vier Adventskerzen erhoffen wie das jüdische Volk ein „Lichtwunder“: dass die Ressourcen für lebensrettende Maßnahmen in der Pandemie reichen und armen wie reichen Menschen gleichermaßen geholfen werden kann.

Gott dienen ohne Furcht

^{72b} und gedächte an seinen heiligen Bund, ⁷³ an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham, uns zu geben, ⁷⁴ dass wir, erlöst aus der Hand der Feinde, ihm dienten ohne Furcht ⁷⁵ unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinen Augen.

Anamnese ist uns aus medizinischen Zusammenhängen bekannt. Anamnese ist die wesentliche Grundlage für das Stellen einer Krankheitsdiagnose und bedeutsam in allen medizinischen Disziplinen. Sie kann Fragen enthalten nach Vorerkrankungen und Allergien, familiären Erkrankungen, Beruf, Medikamenteneinnahmen, Risikofaktoren, Sexualverhalten, Reiseverhalten und subjektiven Beschwerden. Dass die Anamnese auch in geistlichen Fragen eine Rolle spielt, ist uns weniger vertraut. Dabei leben Juden und Christen von dem Gedächtnis, der Anamnese, ihres jeweiligen Bundes. Zacharias erinnert Gott an das Versprechen, das er einst Abraham und dem ganzen jüdischen Volk gegeben hat: dass sie beständig bleiben können im Modus des Gottesdienstes: Gott zu dienen ohne Furcht ein Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit. Der treue Gott bindet das Volk an sich in vierfacher Hinsicht: lebenslanglich, in Heiligkeit, das Gerechte tuend, offen vor seinen Augen (Ps 90,8). Christlicher Glaube kennt auch das Gedächtnis der großen Taten Gottes, das unser Tun im Halten der Gebote (Mi 6,8) und in der Feier des Abendmahls nach sich zieht. Jüdischer und christlicher Glaube sind keine Weltanschauungen, sondern Erinnerungskulturen und Erzählgemeinschaften, die zu Taten herausfordern: in der Liebe zum Nächsten und im Tun des Gerechten.

Gottes Wegbereiter

⁷⁶ Und du, Kindlein, wirst Prophet des Höchsten heißen. Denn du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest

...

Er war ein Verwandter Jesu, ein Vetter zweiten Grades. Auf manchen Bildern sind sie gemeinsam zu sehen: Jesus und Johannes im Kreis der „Heiligen Sippe“. Johannes bereitete den Weg: Er trat öffentlich auf, rief zu Buße und Umkehr und taufte im Jordan. Jesus nahm diese Taufe an, den Ruf zu Umkehr und Buße. Auch er war in der Wüste, begegnete dort dem Versucher und wehrte sich mit Gottes Wort. Er blieb seiner Berufung treu, die er als Zwölfjähriger im Tempel zu Jerusalem erfahren hatte und bei seiner Taufe. Er war nicht so radikal wie der Täufer, er lebte aus der Frömmigkeit seiner Mutter und der seiner Ahninnen Thamar, Rahab, Ruth und Bathseba. Von seinem Ziehvater Josef hatte er den behutsamen Umgang mit Holz gelernt: Da war nichts zu machen mit Gewalt, da musste man achtgeben auf Strukturen und Maserungen. Johannes war anders: Er legte sich mit den Mächtigen an, mit König Herodes. Das kostete ihn das Leben, vielleicht auch wegen seiner drastischen Sprache und der Betonung des Gerichts. Jesus war sanfter, verständnisvoller, gerade gegenüber den Sündern. Auch er konnte zornig werden und Händler aus dem Tempel vertreiben. Er starb den schmerzhaften Tod am Kreuz. Die Gottesnähe seines früh geköpften Vetters machten diesen neben Maria zum Fürbitter der Menschheit. Er war nicht nur Vorläufer, sondern auch Vorbeter und Fürbitter.

Hauptsache Vergebung

77 und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, 78a durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, ...

Was Mose in der Gottesbegegnung am Sinai (Ex 34,6) hörte, bestimmte Israels Frömmigkeit über Jahrhunderte: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte ...“ (Ps 103,8 u.ö.). Dieses Wesensmerkmal jüdischen Glaubens hebt Zacharias besonders hervor: Das Heil der Menschen liegt in der Vergebung ihrer Sünden „durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes“. Jesus lernt diese Glaubenshaltung schon früh kennen durch das Lied, das ihm seine Mutter während der Schwangerschaft vorsingt (Luk 1,46-55) und wohl auch im weiteren Leben nahebringt (Luk 2,52). Das hebräische Wort für Barmherzigkeit kommt von *rächäm* = Mutterschoß. Luther spricht vom „glühenden Backofen voller Liebe“, mit dem Gott uns umgibt, und betont im Großen Katechismus: „Darum ist alles in der Christenheit dazu bestimmt, dass man da täglich durch Wort und Zeichen lauter Vergebung der Sünden hole, um unser Gewissen zu trösten und aufzurichten, solange wir hier leben. So macht es der Heilige Geist, dass, obgleich wir Sünde haben, sie uns doch nicht schaden kann. Denn wir leben in der Christenheit, in der lauter Vergebung der Sünden ist, in dem doppelten Sinn, dass uns Gott vergibt, und dass wir uns untereinander vergeben, tragen und aufhelfen.“ Seine reformatorische Einsicht ist bereits vorweggenommen im Lobgesang des Zacharias.

Auf dem Weg des Friedens

78b durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, 79 auf dass es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

Umgeben von Terroranschlägen und Pandemie haben wir in letzter Zeit tiefer verstanden, was es heißt, „in Finsternis und Schatten des Todes“ zu sitzen. Nicht einmal das Weihnachtsfest blieb von Gewalttaten und Friedlosigkeit verschont. Da ist die Sehnsucht nach Licht und Klarheit groß. Bei Lukas sind es einfache Hirten, die zuerst mit dem Gotteslicht geehrt werden. Was zeichnet sie aus gegenüber den Großen dieser Welt, die wie Kaiser Augustus mit einem Fingerzeig die ganze Welt in Bewegung bringen und Menschen Lasten auferlegen können? Sie hüten des Nachts ihre Herde. Einfacher kann man Wachheit und Aufmerksamkeit gegenüber dem Kommenden nicht beschreiben. Sie sind treu im Alltäglichen. Sie hüten nicht sich selbst, sondern ihre Herde. Sie sehen und hören, worauf es ankommt. Sie lassen sich in Bewegung bringen trotz ihrer Furcht. Sie gehen und sehen, sie kommen eilend. Sie breiten das Wort aus, das zu ihnen von diesem Kind gesagt ist. Sie kehren wieder um, sie preisen und loben Gott für alles, was sie gehört und gesehen haben. Von keiner Menschengruppe wird jemals aufgrund eines einzigen Ereignisses so viel aktive Tätigkeit berichtet wie gerade von den Hirten (Lukas 2,8-20). Zacharias ist da sehr viel bescheidener in seinen Erwartungen: Wir müssen gar nicht so viel tun – nur unsere Füße richten auf den Weg des Friedens.